

Gottesdienst Am 1. März 2015

Text: Markus 12:1-12

Die bösen Weingärtner

Liebe Gemeinde,

er ist nicht da. Er ist einfach gegangen. »*außer Landes.*« So heißt es zu Beginn des Gleichnisses, das Jesus erzählt. Wohin genau und aus welchem Grund der Besitzer des Weinbergs gegangen ist, erfahren wir nicht.

Aber seit vor langer Zeit der Prophet Jesaja irgendwo auf einem Marktplatz sein Weinberglied dem Volk vorgesungen hat, war zumindest den Frommen des Volkes klar, wer in diesem Gleichnis eigentlich gemeint ist. Wer der Eigentümer des Weinberges ist: Nämlich Gott selbst.

Hier wird also erzählt, dass Gott verschwunden ist. Für eine Zeitlang zumindest: unerreichbar und in jedem Fall unsichtbar.

Das ist der erste Paukenschlag in diesem Gleichnis. Eine sehr ernüchternde Feststellung.

Ein Gleichnis für Erwachsene und hier geht es auch darum, wie und was Erwachsene glauben oder auch nicht glauben.

Denn ganz offensichtlich knüpft Jesus hier ja an eine Erfahrung, an ein Gefühl an, dass so viele von uns immer wieder beschleicht, wenn wir von Gott nichts merken, nichts hören, nichts spüren und schon gar nichts sehen:

Nämlich, dass er gar nicht da ist. Sondern weit weg! Außer Landes. Zumindest außerhalb unseres Horizonts, unserer Wahrnehmungsfähigkeit.

Und eine solche reichlich beunruhigende Bemerkung von Jesus findet sich keineswegs nur hier, sondern auch in anderen Gleichnissen. Von den anvertrauten Talenten (Mt 25) etwa, wo der Besitzer ebenfalls außer Landes reist, nachdem er sein Vermögen in die Hände seiner Knechte gelegt hatte.

Oder auch in dem Gleichnis von dem guten und dem bösen Knecht (Mt 24), wo auch eine längere Abwesenheit des Herrn vorausgesetzt wird. „Mein Herr kommt noch lange nicht“ denkt der böse Knecht und lässt daher seinen schlechten Launen und seinen Gelüsten freien Lauf.

Jesus macht also ernst mit der Unsichtbarkeit Gottes. Das ist übrigens auch der Grund, dass sich zur Zeit der Römer die Christen vorwerfen lassen mussten, Atheisten zu sein, weil sie nämlich für ihren Gott (im Gegensatz zu den vielen Göttern der Römer und Griechen kein Bildnis hatten, keine Statue – nichts Greifbares, was man anschauen und vorzeigen konnte).

Der Gott, von dem Jesus erzählt, ist also kein Teil dieser Welt. Er lässt sich nicht einfach aus dem Nebenzimmer rufen, um wieder zu reparieren, was wir zerstört haben. Zumindest ist er nicht so da, wie so vieles andere in der Welt da ist: Greifbar, beweisbar. Verfügbar.

Und so dreht sich auch die Spirale des Mordens und der Gewalt immer weiter, ohne dass er einzugreifen scheint, – im Irak, in Syrien, im Gazastreifen, in Nordafrika, im Südsudan ...

Liebe Gemeinde, an diese Erfahrung von uns Menschen knüpft Jesus offensichtlich an, wenn er in dem Gleichnis erzählt, dass der Besitzer des Weinbergs »außer Landes« ist. Er macht aber zugleich auch deutlich, dass dies keineswegs eine Entschuldigung dafür sein kann, uns so zu verhalten, als ob es ihn gar nicht gäbe.

Denn: In diesem Gleichnis wird zugleich auch erzählt, dass er etwas zurückgelassen hat. Dieser Weinbergbesitzer ist nicht außer Landes gegangen, ohne vorher kräftig zu investieren:

»Ein Mensch – so beginnt das Gleichnis – pflanzte einen Weinberg und zog einen Zaun darum und grub eine Kelter und baute einen Turm.«

Und dann kann er auch außer Landes gehen, weil es ja Menschen gibt, die nun für ihn die Arbeit tun. Diese Pächter müssen also keineswegs bei Null anfangen.

Sie bekommen einen gut vorbereiteten Weinberg. Alles ist da: gute Rebstöcke, ein Zaun zum Schutz gegen wilde Tiere, eine Kelter, um die Trauben zeitnah nach der Lese zu pressen - noch bevor die unkontrollierte Gärung einsetzt, und als Unterkunft für die Arbeiter nicht nur eine Holzhütte, sondern sogar ein gut gemauerter Turm.

Es fehlt an nichts.

Ideale Arbeitsbedingungen also zur Erzeugung eines Spitzenweines. Und dass Gott hier so gute Voraussetzungen für den Menschen schafft, damit er seinen Auftrag auf der Erde auch gut ausführen kann, will uns auch die Schöpfungsgeschichte verweisen.

Auch hier schafft Gott perfekte Arbeitsbedingungen, ein wunderbares Umfeld und ER stattet den Menschen auch mit allem aus, was dieser braucht, um den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren: Kraft, Hirnschmalz, Sprache, Neugier, die Fähigkeit zu arbeiten, zu organisieren, zu staunen, sich zu freuen und zu lieben. Hände, die zupacken können.

Und nun wartet er darauf, dass der Mensch seine Arbeit auch gut macht und in dieser Arbeit und dem Ertrag des Gartens auch etwas von dem schöpferischen Wesen und der Kreativität Gottes sichtbar wird.

Irgendwie ist Gott also doch da. In den Gaben seiner Schöpfung etwa.

So schreibt es ja auch der Apostel Paulus:

»Gottes unsichtbares Wesen wird seit der Schöpfung ersehen aus seinen Werken, wenn man sie wahrnimmt.« (Röm 1,20)

Mehr noch: nach der ersten Schöpfungserzählung ist der Mensch Ebenbild Gottes. Das hebräische Wort für Ebenbild bezeichnet an anderer Stelle ein Bildnis, das eine eigentlich unsichtbare himmlische Gottheit auf der Erde repräsentiert und für diese Gottheit steht.

Gott ist also auch in seinen sichtbaren Stellvertretern auf Erden gegenwärtig – und damit ist keineswegs nur der Papst gemeint. Sondern alle, denen er die Schöpfung anvertraut hat. Wir als ganz normale Menschen, haben den Herrschaftsauftrag über die Erde bekommen und damit eine große Verantwortung: Zu bebauen und zu bewahren.

Also auch im Menschen ist Gott da. In seinem Ebenbild.

»Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?« (1. Kor 3,16).

Somit kann Gott zu Recht erwarten, dass der Mensch die Stellvertretung gut wahrnimmt und

mit der Arbeit seiner Hände gute Frucht bringt. Was dies bei uns sein könnte, sagt der Apostel Paulus in Gal 5,22: *»Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit«*

In unserem Gleichnis möchte der Besitzer, als die Zeit der Ernte gekommen ist, zumindest einen kleinen Teil des Ertrages zurück als Erinnerung, in wessen Auftrag die ganze Arbeit geschieht. Wer der Eigentümer ist.

Auch jetzt erscheint er aber nicht persönlich. *10 Und als die Zeit kam, sandte er einen Knecht zu den Weingärtnern, damit sie ihm seinen Anteil gäben an der Frucht des Weinbergs.*

Aber was passiert?

Aber die Weingärtner schlugen ihn und schickten ihn mit leeren Händen fort.

Die Weingärtner beanspruchen all das das, was ihnen nur geliehen ist, für sich selbst. Sie glauben, dass sie frei über den Ertrag verfügen können und alles in ihre eigenen Taschen wandern lassen können. Sie haben völlig verdrängt, dass sie nur Verwalter sind.

Das wäre so, also ob ein Angestellter von Gartenbau Thomas im Auftrag seiner Firma einen schönen Garten anlegt und dann später alle Obstbäume für sich selber aberntet.

Oder wenn ein Verkäufer im Laden der Hohenloher Molkerei sagt: Wer hier arbeitet, das bin ich - und was ich verkaufe an Butter und Sahne und Joghurt stecke ich natürlich in die eigene Tasche. Habe ich mir ja sauer durch meine Arbeit verdient.

Aber, liebe Gemeinde, genauso verhalten wir uns tatsächlich sehr oft mit Blick auf die Dinge, die uns Gott als seine Verwalter anvertraut hat.

Ist Ihnen mal aufgefallen, dass wir die Dinge, die in unserem Leben positiv sind, die auch von anderen als beachtlich und ehrenhaft angesehen werden, als unser Eigentum betrachten? Als unseren Verdienst? Egal, ob es irgendwelche Fähigkeiten und Begabungen sind, die wir haben, oder auch der schön gepflegte Garten, das flotte Auto, unsere Fitness, Erfolge im Sport, gute Taten, sogar unseren Glauben schreiben wir uns

selbst zu.

Mit so etwas identifizieren wir uns. Obwohl die Bibel überdeutlich macht, dass alles, was wir haben oder sind oder können, immer nur Leihgaben und Gnadengaben Gottes für den Einsatz in seinem Reich sind. Sie sind uns nur eine bestimmte Zeit anvertraut, damit wir für Gott und unsere Mitmenschen und dazu gehört natürlich auch unsere Familie das Beste machen.

Das gilt übrigens auch für unsere Angehörigen, unsere Kinder. Sie gehören nicht uns! Und so betete auch die fromme Fürstin Reuß am Bett ihres todkranken Kindes: *„Mir nur geliehen auf unbestimmte Zeit, ihn zu erziehen für die Ewigkeit.“*

Nur geliehen.

Wir aber beanspruchen Gottes Leihgaben in einer Weise, als ob sie unser Eigenes wären.

Bei Dingen allerdings, die uns belasten und unerfreulich sind, da ist unsere Denke ganz anders. Bei schlechtem Verhalten zum Beispiel, Misserfolg, Krankheit – das sehen wir nicht als unser Eigenes, sondern machen andere dafür verantwortlich: Erziehung, Umwelt, Schicksal oder ganz direkt auch Gott selbst.

Es sind zumindest in meiner Wahrnehmung auch oft die gleichen Menschen, die in Zeiten der Not, des Abschiedsschmerzes oder von Krankheit Gott anklagen, die früher gar nicht auf die Idee gekommen wären, ihre Gesundheit, ihr Glück oder was immer mit Gott überhaupt in Verbindung zu bringen.

Aber dann heißt es auf einmal: Wie konnte Gott das zulassen, womit habe ich das verdient? Als ob sie das, was vorher gut in ihrem Leben lief, in irgendeiner Weise verdient hätten!

Vorgestern Abend haben wir uns in unserer Kleingruppe im Alphakurs darüber unterhalten, warum die einen in Zeiten der Not näher zu Gott kommen, während andere sich von Gott abwenden. Ich könnte mir vorstellen, dass neben einem falschen Gottesbild (nämlich dass Gott dazu da ist, damit mein Leben reibungslos abläuft) vielleicht auch eine gewisse Selbstgerechtigkeit eine Rolle spielt.

„Ich war immer ein anständiger Mensch, hab anderen Menschen geholfen – aber Gott hat seine Sache schlecht gemacht. Schaut nur, wie es mir jetzt geht. Als ob nicht auch alle Kraft zum Guten, alle Begabungen, die wir haben, alles Gelingen im Leben reine und völlig unverdiente Gnade wäre.“

Und in allem können wir auch beim besten Willen nicht erwarten, dass Gott uns Rechenschaft schuldig wäre. Wenn Gott sich auf die Anklagebank setzen ließe, wäre er nicht Gott. Sehr wohl aber sind wir ihm Rechenschaft schuldig.

Die Erklärung Martin Luthers zum 1. Glaubensartikel endet mit den Worten: »des alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin. Das ist gewisslich wahr.«

Übrigens ist der Zehnte, den viele Christen von ihrem Gehalt geben, die Erinnerung daran, dass eigentlich alles Gott gehört. Dass er es aber so gut mit uns meint, dass wir 90% davon behalten sollen.

Doch zurück zu dem Gleichnis: Bisher mussten die Pächter nichts für den Weinberg bezahlen. Sie haben eine gute Ernte eingefahren. Aber nun ist die Zeit gekommen, ihre Schuld zu begleichen.

Ein Teil dessen, was sie auf seinem Grund und Boden erwirtschaftet haben, gehört dem Eigentümer des Weinbergs – so war es Brauch. Und deswegen wird ein Bote losgeschickt. Wieder lässt sich der Weinbergbesitzer vertreten.

Und Gott? Wie hat er das in der Geschichte Israels mit den Boten gemacht?

Er schickt in der langen Geschichte Israels viele Propheten, einen nach dem andern. Mit ernststen Botschaften - zugleich aber auch mit unglaublicher Geduld!

Elia zu Ahab: *»Du hast gemordet, dazu auch fremdes Erbe geraubt«* .

Amos in den Tempel von Samaria: *»Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören! Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach«*

Jeremia in den Tempel von Jerusalem:
»Bessert euer Leben und euer Tun, so will ich bei euch wohnen an diesem Ort«

Jesaja: *»Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entziehe dich nicht deinem Fleisch und Blut«*

Sie alle kommen in großer Wehrlosigkeit. Und sind auch meistens ziemlich alleine. Sie haben nichts als die Überzeugungskraft ihrer Botschaft.

Und wo ist Gott?
Immer noch abwesend?

Nein, er ist anwesend im Wort seiner Boten, in der beharrlichen Stimme, die das Gewissen der Menschen anrühren will.

Aber sie tun es vergeblich.

Ihr Gehorsam und ihr guter Wille kommt den Boten zudem teuer zu stehen. Durchs ganze Alte Testament zieht es sich wie ein roter Faden:

Der Bote Elia wurde fast umgebracht.

Der Bote Jeremia wurde nach Ägypten verschleppt.

Der Bote Sacharja wurde „Zwischen Tempel und Altar ermordet“ (Mt 23,35)

Der Bote Johannes der Täufer wurde geköpft.

In dem Gleichnis Jesu von den bösen Weingärtnern heißt es schließlich:

Da sprach der Herr des Weinbergs: Was soll ich tun?

Ich will meinen lieben Sohn senden; vor dem werden sie sich doch scheuen.

Unglaublich – spätestens jetzt hätten wir erwartet, dass der Weinbergbesitzer mit der Faust auf den Tisch schlägt, dass er sich an den bösen Weingärtnern rächt. Aber er in seiner großen Geduld versucht er es nochmal:

Ich will meinen lieben Sohn senden. Und es gab keinen zweiten oder dritten in der Hinterhand. Nein, den einen, den einzigen, den geliebten, den sendet er. Den Einzigen – ohne

ihn ist der Himmel leer. Er ist das Herzstück des Vaters.

Liebe Gemeinde, so ist unser Gott – er sendet das liebste, was er hat, seinen Sohn zu uns Menschen. Der Sohn ist der höchste Einsatz des Vaters. Er sendet ihn – und es sieht tatsächlich so aus, wie in dieser Geschichte – als würde Gott dem Irrtum dieses Weinbergbesitzers aufsitzen: *Sie werden sich vor meinem Sohn scheuen.*

Denn in Wahrheit scheuen sie sich überhaupt nicht.

Als aber die Weingärtner den Sohn sahen, dachten sie bei sich selbst und sprachen: Das ist der Erbe; laßt uns ihn töten, damit das Erbe unser sei! 15 Und sie stießen ihn hinaus vor den Weinberg und töteten ihn.

Liebe Gemeinde, für sich betrachtet lässt dieses Gleichnis wenig Raum für Hoffnung. Nun wird das Gericht angekündigt.

Er wird kommen und diese Weingärtner umbringen und seinen Weinberg ändern geben.

Und in der Tat ist das Gerichtswort auch eingetroffen. Jerusalem wurde eine Generation später durch Titus zerstört, 1.1 Millionen Menschen kamen dabei um. Auch der Tempel wurde bis auf die Westmauer völlig zerstört und bis auf den heutigen Tag nicht mehr aufgebaut.

Und doch: Selbst dann, als das Maß der Schuld des Volkes mit der Tötung des Sohnes und damit der Feindschaft gegen Gott den Höhepunkt erreicht hatte, bietet Gott noch einmal und in noch größerem Maße Vergebung an.

Und so sagt Petrus, der dieses Gleichnis ja wohl auch mitangehört hatte, nach dem Tod Jesu den Menschen von Jerusalem:

Der Gott unserer Väter hat Jesus auf vom Tod auferweckt, eben den, den ihr ans Kreuz gebracht und damit zu einem von Gott Verfluchten erklärt habt. Und er hat ihn als Bringer des Lebens und Retter der Menschen auf den Ehrenplatz an seiner rechten Seite erhoben. Damit gibt er dem Volk Israel die Gelegenheit umzukehren, damit ihm seine Schuld vergeben wird.

Und so sollen auch wir heute dieses Gleichnis hören: Als ein Wort an uns Lebende: Begreift euer Leben als Leihgabe Gottes. Alles ist da: Rebstöcke, Zaun, Kelter, Turm. Ihr seid Gottes Ebenbild.

Übernehmt Verantwortung!
Folgt eurer Berufung! Hört auf die Worte der Propheten, auf die leise Stimme der Wahrheit, des Gewissens! Und auf den Sohn, in dem Gott um euer Herz wirbt. Bringt Frucht!

»Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils« ! »Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet, so verstockt eure Herzen nicht!«

Amen.